



„…aber in Gedanken kehre ich oft in die harte Kindheit zurück.“











Kinder von sowjetischen Zwangsarbeiter*innen erinnern sich an ihre Kindheit in deutschen Lagern und berichten aus ihrem weiteren Leben

Eine Dokumentation

herausgegeben vom

Verein zur Förderung der Städtepartnerschaft Köln – Wolgograd e.V.

Köln-Wolgograd
Städtepartnerschaftsverein

Vorwort aus Köln

Im Zweiten Weltkrieg haben die Deutschen in vielen Ländern nicht nur Tod und Zerstörung angerichtet, sondern auch viele Zivilisten verschleppt, teils nach Deutschland, teils innerhalb der besetzten Gebiete und sie zu Arbeiten für ihre Zwecke gezwungen. In der Sowjetunion galten diese Menschen nach dem Krieg als Kollaborateure der Deutschen und wurden lange Zeit erneut missachtet und benachteiligt, wenn sie nicht ihre Biografie verheimlichen konnten - was natürlich eine starke psychische Belastung war.

Der Städtepartnerschaftsverein Köln-Wolgograd hat schon zu Beginn seiner Tätigkeit in den 1990er Jahren über eine Suchanzeige in der Wolgograder Presse Kontakte mit diesen Menschen gesucht und gefunden. Die Kontakte wurden über Korrespondenzen und Besuche jahrelang gepflegt. Der Rat der Stadt Köln übertrug unserem Verein mit einstimmigem Beschluss im Jahr 2002 die Verantwortung für einen sozial-medizinischen Hilfsdienst. Die Organisation vor Ort übernahm im Auftrag unseres Vereins das „Wolgograder Zentrum zur Unterstützung nichtkommerzieller Organisationen“ (NGO). Im Hilfsdienst ist neben der Koordinatorin und einer Mitarbeiterin für die Buchhaltung ein Team aus (jetzt) fünf Sozialarbeiterinnen hauptamtlich tätig – alle arbeiten zu recht geringen Löhnen. Sie bieten individuelle pflegerische und soziale Dienste an.

Zu Beginn dieses Projektes lebten in Wolgograd noch etwa 1.000 Personen, die in deutscher Gefangenschaft zur Arbeit gezwungen worden oder als Kinder von Zwangsarbeiter*innen mitbetroffen waren. Über die Jahre sind die meisten gestorben. Die noch lebenden alten Menschen leiden meist unter sehr niedrigen Renten, Krankheiten, Depressionen, Einsamkeit; viele können sich kaum

noch selbst helfen. Es gibt zur Zeit noch 73 Personen, die als Kinder unter Zwangsarbeiterverhältnissen aufgewachsen waren; 66 davon bedürfen intensiver Hilfe.

Unser Verein hat 2003 in einem selbstverlegten Buch 50 Einzelschicksale von Wolgograder Bürger*innen in deren eigenen Worten auf Deutsch und Russisch dokumentiert. Dieses Buch kann über unsere Vereinsadresse bezogen werden („…und die Wolga brannte“ Überlebende aus Stalingrad erinnern sich, Neuauflage 2018).

Die vorliegende Broschüre versteht sich als eine Erweiterung des Buches mit Zeugnissen von heute (Sommer 2025) noch lebenden Betroffenen. Es sind Menschen, die zum Teil aus Wolgograd stammen, zum Teil aus anderen Gegenden, auch aus der Ukraine. Sie sind später nach Wolgograd gekommen; die Ukraine war ja mindestens ebenso ein Opfer von Nazi-Deutschland wie Russland.

Finanziert wurde das Projekt in den ersten fünf Jahren aus Mitteln der Stadt Köln. Ab 2007 konnte die Bundesstiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ (EVZ) einbezogen werden, die einen Teil der städtischen Mittel übernommen hat. Ab 2013 hat sich die Stadt Köln zurückgezogen, und die EVZ übernahm den Hauptanteil, ergänzt durch Eigenmittel unseres Vereins und private Spenden. Ab 2022 ist die EVZ aufgrund von internen Umstrukturierungen ausgeschieden, und es ist uns gelungen, die Stadt Köln wieder zur Mitfinanzierung zu bewegen. Bis Ende 2025 hat die Stadt Köln jährlich 15.000 € zu den erforderlichen 25.000 € beigetragen, dies jedoch ab 2026 eingestellt; Begründung: es würden inzwischen nur noch Kinder von Zwangsarbeiter*innen leben.

Die Geldlieferungen werden in Köln und in Wolgograd sehr genau kontrolliert, sodass die Zweckgebundenheit von beiden Seiten aus

gesichert ist. Seit dem Krieg in der Ukraine sind die Geldlieferungen infolge der SWIFT-Kündigung und aufgrund verstärkter russischer Kontrollen schwierig geworden; der Verein hat über verschiedene Kontakte aber legale Wege gefunden, um den Geldtransfer zu sichern.

Für das Jahr 2026 zeichnet sich durch zwei neu angesprochene Stiftungen, durch Eigenmittel unseres Vereins und durch eine intensive Spendensammlung ab, dass der erforderliche Betrag von inzwischen 35.000 € wahrscheinlich erreicht werden kann, wenn wir Eigenmittel einsetzen und wenn im Lauf des Jahres noch einige weitere private Spenden hinzukommen. Wir danken besonders der Stiftung West-Östliche Begegnungen für 10.000 € und der Eberhard-Schöck-Stiftung für 7.500 €.

Das Projekt wollen wir über 2026 hinaus so lange fortführen, wie es nötig ist; wir müssen dabei auch die Inflation in Russland berücksichtigen. Spendenkonto:

Verein zur Förderung der Städtepartnerschaft Köln-Wolgograd e.V.

IBAN: DE66 3705 0198 1931 9330 95

BIC: COLSDE33XXX

Verwendungszweck: Hilfsprojekt

Köln, den 03.03.2026

Der Vorstand des Vereins zur Förderung der Städtepartnerschaft Köln-Wolgograd e.V.

www.wolgograd.de info@wolgograd.de

Einleitung aus Wolgograd

Die Geschäftsführerin des Hilfsprojekts in Wolgograd, Jelena Shatokhina, hat im Juli 2025 mehrere betroffene Personen gebeten, ihre Geschichte zu erzählen. Diese Berichte werden im Folgenden mit dem Einverständnis dieser Personen dokumentiert.

Jelena Shatokhina schreibt einleitend dazu:

Das weitere Leben der befragten Personen war ziemlich hart, voll von Entbehrungen und Widrigkeiten. Das hat generell mit dem Leben in der Kriegs- und Nachkriegszeit zu tun, denn „so lebten alle“. In den Unterständen beseitigten die älteren Kinder die Trümmer, es gab Hunger und Krankheiten. Aber die von der deutschen Zwangsarbeit Zurückgekehrten waren zusätzlich belastet, weil sie ihr Schicksal verschweigen mussten. Nach der Rückkehr waren die volljährigen Zwangsarbeiter*innen und Kriegsgefangene mit nur geringen Einschränkungen Repressionen ausgesetzt. Aber diese Personen leben nicht mehr.

Diejenigen, mit denen ich jetzt reden konnte, erwiesen sich äußerlich als „Glückspilze“. Sie waren sehr klein, irgendwo um sie herum waren die Mutter oder ältere Brüder und Schwestern. Über die schlimmen Tatsachen in ihren Biografien versuchten sie aber zu schweigen. Wenn sie bei Beginn einer neuen Arbeit in ihrer Autobiografie schreiben mussten, wo sie während des Krieges waren, schrieben sie kurz „in Gefangenschaft“ oder schwiegen. Erst in den 80er Jahren wagten die minderjährigen Gefangenen in Zwangsarbeiterlagern über sich zu erzählen und organisierten sich. Als man 1985 im Radio sagte: „Kinder-Gefangene – meldet euch!“, begannen sich einige allmählich zu melden. Dann fand 1988 auf Initiative des Sowjetischen Kinderfonds ein erstes allunionsweites Treffen der ehemaligen minderjährigen Gefangenen des Faschismus

statt. 2021 wandten sich die Mitglieder des „Russischen Verbandes ehemaliger minderjähriger Gefangener in den faschistischen Lagern“ an die Staatliche Duma mit der Bitte an sie, ihnen den offiziellen Status der Veteranen des Großen Vaterländischen Kriegs anzuerkennen. Sie wiesen darauf hin, dass es bis jetzt in Russland keinen genauen rechtlichen Vorgang über den sozialen Status ehemaliger minderjähriger Gefangener im Faschismus gibt. Sie versuchen zu erreichen, dass sie den offiziellen Status als Veteranen des Großen Vaterländischen Krieges erhalten. Jedoch hat die Regierung bis jetzt dieses Gesetzprojekt nicht unterstützt (*als Veteran des Großen Vaterländischen Krieges bekommt man einige Vergünstigungen, z.B. eine höhere Rente – Eva Aras).*

Berichte der Betroffenen,

erstellt von Jelena Shatokhina im Juli 2025, übersetzt von Eva Aras.

Biographie Raisa Ljubtschenko (Musitova)



Ich bin in dem Kalugaer Gebiet geboren am 6.8.1938. In der Familie war ich die kleinste. Außer mir gab es in der Familie noch 2 Schwestern und einen Bruder. 1941 ging der Vater an die Front. Er kam nicht aus dem Krieg zurück, er gilt als vermisst ohne Nachricht.

Im Oktober 1941 kamen die Deutschen in das Dorf, in dem wir lebten. Wegen der Kämpfe waren viele Häuser zerstört. Die Bewohner versteckten sich im Wald, bauten dort Hütten. Bis heute erinnere ich mich an das Pfeifen von Geschossen über dem Kopf. Nach den Erzählungen der Verwandten fanden uns die Deutschen im Wald und jagten uns in das städtische Gefängnis und von dort aus die Warschauer Chaussee entlang ins Lager. Ich konnte nicht lange gehen, meine Mutter band mich an das Fuhrwerk, damit ich nicht fiel.

Es blieben einzelne Erinnerungen an die Zeit im Lager Roslav Nr. 126. Es war verboten zu weinen, zu spielen und zu laufen. Pritschen mit Stroh, dicke Suppe aus Buchweizenschalen. Bis heute kann ich den Geruch von Buchweizen nicht ertragen. Manchmal gaben uns Gefangene aus einem anderen Lager aus Holz geschnitzte Spielzeuge.

Wir Kinder waren eingeschlossen, wie im Gefängnis, diese Erfahrung blieb für immer in meiner Seele, obwohl wir alle versuchten, das zu vergessen. Nach Kriegsende galten wir in unserem Land als verdächtig. Das hat nicht selten unsere Lebenspläne, unser Schicksal und unsere Träume bestimmt. Ins Institut wurde ich nicht aufgenommen, nirgendwohin. Beim Antrag zum Eintritt in eine Bildungsanstalt schrieb ich immer „ich wurde nicht evakuiert“, „nein, wir waren von den Deutschen nicht okkupiert“. Trotzdem gelang es nicht, an einem Institut zu studieren.

Aber wir hatten noch Glück: wir haben überlebt, und so gut wir konnten, haben wir unser Leben eingerichtet.

Nach der Befreiung kehrten wir in das Kalugaer Gebiet zurück. Ich habe die mittlere Schule beendet. Meine Mutter starb bald, meine ältere Schwester kümmerte sich um mich. Wir zogen in die Ukraine um, wo ich eine Fachschule für Bauwesen beendete, dann als Meister in einer Produktionslehranstalt arbeitete. 1960 habe ich geheiratet, und wir zogen nach Stalingrad um. Das Leben hat sich sehr verschieden gestaltet, aber in Gedanken kehre ich oft in die harte Kindheit zurück.

Biographie Nikolaj Lopuchov



Ich bin im November 1941 geboren in eine Familie mit vielen Kindern im Dorf Novaja Pogosch des Suzemskij-Bezirks in dem Gebiet Brjansk. Der Vater ging in den Krieg. Wir – mein älterer Bruder, 2 Schwestern und unsere Mutter, blieben zu Hause. Die Deutschen kamen ins Dorf, die meisten Häuser wurden verbrannt. Die ganze Familie und auch andere Dorfbewohner wurden auf die ukrainische Seite geschickt. Die Leute wurden abtransportiert – ein Teil nach Deutschland, ein anderer Teil nach Lettland. Wir gerieten nach Lettland, wo wir ins Lager Salaspils (Kurtenhof) kamen. Nach den Erzählungen der Verwandten nahm man uns alle Sachen weg, wusch uns in Eiswasser, danach verteilte man uns in Baracken, Kinder und Erwachsene getrennt. Kinder wurden auch von ihren Eltern getrennt. Viele Frauen sind einfach verrückt geworden, wurden geschlagen, teilweise erschossen.

Es gab keine Vornamen und Familiennamen, nur Nummern, die in die Haut eingezeichnet wurden. (*Nikolai versuchte, seine Nummer nach dem Krieg zu entfernen, auf dem Arm blieb eine dunkle senkrechte Linie zurück)*. Die Schwester brachte man in einer anderen Baracke unter, wo man ihnen Blut abnahm – das erzählte man mir. Sie sind aus dem Lager nicht zurückgekehrt, sie kamen um. Mein Bruder war damals 7 Jahre alt, und er suchte Abfälle aus der Küche, briet das auf dem Feuer und fütterte mich. Nach dem Krieg wollte er nicht über die Zeit reden. Bis heute kann ich mir nicht vorstellen, wie es ihm gelang, mich 3 Jahre zu ernähren und sich um mich zu sorgen.

Die Mutter musste zur Arbeit zu einem Bauern gehen, ein Wiedersehen mit den Kindern gab es ein- bis zweimal in der Woche.

1945 wurden wir von der Roten Armee befreit. Nach der Prozedur der Filtrierung (*Überprüfung*) wurden wir im Herbst ins Heimatdorf geschickt. Häuser gab es keine, und die Leute begannen langsam, Hütten zu bauen. Es war eine hungrige Zeit. Mutter sammelte Gräser, Kräuter und bereitete daraus Essen. Die Kinder suchten im Wald Beeren und Früchte. Der Bruder wurde vom Hunger völlig dürr, konnte sogar nicht gehen – es ist unklar, ob vom Hunger oder von dem, was er im Lager ertragen musste. Ich erinnere mich, dass ich im Wald Beeren sammelte und ihm brachte.

Die Mutter sagte immer uns Kindern, dass wir niemandem erzählen dürfen, dass wir verschleppt wurden.

Meine Mutter und mein Bruder redeten nie über die Jahre im Lager. Die schrecklichen Jahre verschwammen ungewollt mit dem schweren, entbehrungsreichen Nachkriegsleben.

Wir waren wie Menschen 2. Klasse. Es gab Begrenzungen in unseren Bürgerrechten. In den persönlichen Dokumenten war die Bemerkung „er befand sich im Krieg in den besetzten Gebieten“, die oft das weitere Leben verdarb. Mit dieser Bemerkung im Ausweis war eine Hochschulausbildung kaum möglich, man konnte bestimmte Positionen auf der Arbeit nicht einnehmen oder in einigen Unternehmen nicht arbeiten…..

Aber langsam ordnete sich alles. Im Dorf gab es nun eine Grundschule. Nachdem ich 7 Klassen beendete, lernte ich Traktorist in der Fachschule für Landwirtschaft. Nach dem Wehrdienst fuhr ich auf Dienstreise des Komsomol ins Wolgograder Gebiet, wo ich in der chemischen Industrie als Facharbeiter tätig war. Dort traf ich meine Frau, mit der ich seit 60 Jahren zusammen bin.

Biographie Vera Filippovna Kostrykina (Schamal)



Ich bin im Jahr 1934 im Dorf Kaplanovka im Mogiljover Gebiet (*Belarus*) geboren.

Der Vater wurde in die Reihen der Roten Armee einberufen, er ging an die Front. Meine Mutter, meine Großmutter und drei Schwestern wurden ins Lager „Ozaritschi“ des Polesskajer Gebietes (heute Gomel’) in Belarus vertrieben.

Ich erinnere mich neben dem Lagertor an eine Riesenmenge Leute, die mit Gewehrkolben Hunde hetzten und jagten. Das Lager befand sich in Sümpfen, umzäunt von Stacheldraht, die Zugänge vermint. Es gab keinen Schutz, keine Gebäude, wir schliefen direkt auf der Erde. Versuche, Feuer zu machen, wurden geahndet. Wir tranken geschmolzenes Wasser, manchmal brachten sie gefrorenes Brot. Unsere Mutter gab es uns krümelweise, damit es länger reicht.

Im Lager wütete Typhus. Viele lagen mit hohem Fieber zusammen mit den Toten, die niemand wegbrachte. Man erzählte sich, dass das absichtlich war, damit die Krankheit möglichst viele dahinrafft und auch auf die Soldaten der Roten Armee übergreift, die bereits begannen, das Gebiet zu befreien.

Am 18. März 1944 stellten wir fest, dass es im Lager keine Wachen mehr gab, die Deutschen waren weg. Viele stürzten über die Grenzen des Lagers, aber dort war es vermint, viele kamen um. Niemand wusste, wo der Ausgang war, die Leute rasten wie besessen herum. Aber die Hölle ging weiter. Wer nicht von Minen zerrissen wurde, starb danach im Krankenhaus an Typhus.

Erst im Herbst kehrten wir in unser Dorf zurück. Ich ging in die Schule. 4 Jahre später starb unsere Mutter, uns Kinder brachte man ins Waisenhaus. Nach der Schule habe ich in einer Kantine gearbeitet.

Im Mai 1954 kam ich nach Wolgograd. Zuerst arbeitete ich in einer Näherei(-fabrik), dort habe ich meinen zukünftigen Mann kennengelernt. Mehr als 30 Jahre habe ich bei der Eisenbahn gearbeitet.

Die Bescheinigung über meinen Aufenthalt im KZ „Ozaritschi“ und die Erzählungen der anderen – das sind die einzigen Zeugnisse meiner schrecklichen Kindheit. Nach dem Krieg – der Tod der Mutter, das Waisenhaus und das Gefühl von Heimatlosigkeit.

Biographie von Lidija Zotjeva (Dymnikova)



Ich bin 1940 im Dorf Jelenskij im Kalugaer Gebiet geboren, 40 km von Brjansk entfernt.

Als der Krieg begann, war ich noch kein Jahr alt. Nach den Worten meiner Mutter gab es in den Brjansker Wäldern eine Partisanenbewegung. Die Deutschen verbrannten die Dörfer rund um Brjansk, weil sie vermuteten, dass die Leute dort die Partisanen unterstützen. Auch das Dorf, in dem wir wohnten, verbrannten sie und vertrieben die ganze Bevölkerung nach Litauern. Dort kamen meine Mutter, meine Schwester und ich in das Lager Alitus. Es befand sich 100 km entfernt von Wilnius. Ich erinnere mich, dass das Lager von Stacheldraht umgeben war und sich in den Ecken Wachen mit Hunden befanden. Die Insassen wurden in die Banja geschickt, danach gab man ihnen gestreifte Kleidung. Man schlief in runden Buden mit je 20 Personen im Kreis: die Beine zusammen, die Köpfe für sich. Das Signal zum Aufstehen waren Schläge an die Budenwand. Morgens gab es Essen in einer

Konservendose und einen Becher abgekochtes Wasser, manchmal Brot aus Sägemehl. Das musste für den ganzen Tag reichen, denn mehr gab es nicht. Alle jagte man zur Arbeit: Gräben und Schützengräben ausheben.

Eines Morgens gab es keine Schläge auf die Budenwand. Die Leute gingen hinaus und sahen, dass es keine Wachen gab, die Drähte durchgeschnitten und die Tore geöffnet waren. Wir waren frei!

Dann gab es den Weg nach Hause. Aber dort: Zerstörung, Hunger, Kälte. Man konnte nirgends leben, baute Unterstände, wir suchten in der Erde gefrorene Kartoffeln, sammelten Melde (*eine Pflanze)*.

Aber langsam ordnete sich das Leben. 1948 ging ich in die Schule. Dann ging ich in die zahnärztliche Fachschule, danach wurde ich nach Znamensk ins Kaliningrader Gebiet geschickt als Zahnärztin. Dort war ich oft krank, das feuchte Klima war nicht gut für mich. Ich zog nach Stalingrad um. Hier habe ich 35 Jahre in der zahnärztlichen Poliklinik gearbeitet. Hier habe ich geheiratet, ich habe 2 Kinder. Mit meinem Mann bin ich fast 60 Jahre verheiratet.

Biographie Ljudmila Aleksandrovna Revunova (Zacharova)



Ich bin am 11.12. in der Stadt Antrazit im Lugansker Gebiet geboren. Zu Kriegsbeginn lebte die Familie im Donbass (*Ukraine*). Zu Kriegsbeginn zog man den Vater ein und schickte ihn in die Sommerschule nach Kujbyschew (*heute Samara*), nach deren Abschluss war er an der Front als Pilot-Stürmer. Die Mutter, ich und meine Schwester Alla wurde in die Nähe von Stalingrad evakuiert, wo die Eltern der Mutter lebten.

Ich erinnere mich (während der Verschleppung) an die Wege, die Bombardierungen. An irgendeinem Ort versteckten wir uns in der Nähe eines Feldes. Nach einem Fliegerangriff sahen wir anstelle des Nachbarhauses einen riesigen Trichter. Die ganze Familie kam in dem Haus um, nur ein kleines Kind wurde durch die Druckwelle aus dem Haus herausgeworfen. Irgendjemand nahm sich seiner an.

Lange fuhren wir mit Fuhrwerken. In irgendeinem Dorf hielten wir an. Die Mutter hatte große Angst, dass die Deutschen erfuhren, dass unser Vater Offizier in der Armee ist, sie versteckte uns die ganze Zeit. Aber wir gerieten in Gefangenschaft. Einmal jagten uns die Deutschen zum Bahnhof, luden uns auf Bahnwaggons und

verschleppte uns. Im Waggon war Stroh auf dem Boden, die Türen offen, aber mit Brettern zugenagelt. Als wir durch Europa fuhren, kamen Leute an die Stationen, gaben Essen. So gerieten wir in Posen in ein Gebäude mit Betonboden. Morgens holten sie die Mutter zur Arbeit, abends kam sie zu uns zurück. Wir warteten auf sie. Die ganze Zeit hungerten wir.

Dann brachte man uns weiter, wir kamen in ein Sammellager in Leipzig. Uns brachte man in einen Bauernhof in der Nähe von Dresden. Wir lebten in einer Holzbaracke, die Mutter arbeitete den ganzen Tag auf dem Feld, melkte Kühe, mistete den Stall aus. Sie bereitete das Viehfutter zu, erntete Kartoffeln und rote Beete, versorgte das Vieh. Dann erkrankte sie an Rheumatismus, der sie bis ans Lebensende quälte. Meine Schwester und ich waren noch sehr klein, wir arbeiteten nicht.

1945 wurden wir befreit, kehrten in die Heimat zurück. Unsere Mutter suchte den Vater, er arbeitete in Deutschland in der Kriegskommandantur in Plauen, aber er hatte schon eine andere Familie.

Wir kehrten mit der Mutter nach Stalingrad zurück. Ich ging zur Schule, dann habe ich das Schiffsbautechnikum abgeschlossen. Das ganze Leben, mehr als 30 Jahre, habe ich in einer Schiffswerft als Mechanikerin gearbeitet. Ich habe alles verheimlicht, niemand wusste, dass ich in Deutschland war. Die, die in Deutschland in Gefangenschaft waren, lehnte die sowjetische Gesellschaft ab, man verdächtigte sie der Kollaboration, der Zusammenarbeit mit dem Feind. Ich habe nie in einem Antrag/Fragebogen geschrieben, dass ich in Deutschland war. Meine Mutter sagte immer: „Schreibe nie, dass wir in der Gefangenschaft im Lager waren“.

Ich habe geheiratet, habe Kinder, Enkel, sogar Urenkel.

Biografie Alla Aleksandrovna Zacharova



Ich bin 1937 geboren. Ich erinnere mich auch an Bombardements, Angst und Hunger. Als Dresden bombardiert wurde, war es sehr hell. Die Erwachsenen sagten: „Es ist so hell, man kann Nadeln sammeln“. Ich versuchte, Nadeln zu finden. Ich war ein streitbares Mädchen, einmal rang ich mit dem Sohn des Hausherrn. Meine Mutter war vor Angst nicht tot und nicht lebendig. Aber alles ging gut aus, wir wurden nicht bestraft. Die Hausherrin hat uns die Meinung gesagt und uns befohlen, das nicht mehr zu wiederholen.

Als die Rote Armee sich näherte, stellte die Hausherrin einen Tross zusammen und zog mit den Arbeitern in den Westen. Uns nahm sie nicht mit, sie fand uns nicht, irgendwelche Leute versteckten uns am Vorabend bei sich.

Nach der Befreiung kehrten wir in die Ukraine zurück. Dort gab es Hunger, Zerstörung. Die Mutter stand Stunden nach Brot an. Nachdem sie es bekommen hatte, gab sie alles uns Kindern. Nachdem wir zur Großmutter nach Stalingrad umgezogen waren, ging ich zur Schule, danach in eine Lehranstalt für Mechaniker. Mehr als 30 Jahre habe ich als Ingenieurin in einer Erdölraffinerie gearbeitet. Ich habe geheiratet, 2 Söhne großgezogen.

Biografie Tamara Nikolajevna Birjukova



Ich war 12 Jahre alt, als die Deutschen nach Stalingrad kamen. Mit den Eltern lebte ich in einem kleinen Haus in der Nähe des Mamajev-Hügels. Man begann, die Bewohner nach Deutschland zu schicken. Das betraf auch unsere Familie. In Belaja Kalitva (*in dem Rostover Gebiet*) befand sich ein Sortierungslager, wo man die Kinder und Jugendlichen von den Eltern trennte und in eine getrennte Kolonne einteilte. An den Rändern der Kolonne standen Wachen mit Hunden. Durch irgendein Wunder nahm man mich aus der Kolonne heraus, und ich kam mit den Eltern gemeinsam in ein Lager nicht weit von Golchen (*?*).

Im Gedächtnis blieben Episoden aus dem Lagerleben:

…Im Wald, wo wir arbeiteten, wurden wir von Aufsehern beobachtet. Manchmal rief einer von ihnen ein Kind zu sich. Auf dem Tisch lag ein Stück Brot, das man sich nehmen konnte..

…. Es war eine hungrige Zeit, auf dem Weg der Kolonne von der Arbeit versuchte man in den städtischen Hauseingängen irgendetwas Essbares zu finden…

… An einem der Februartage 1943, als die Deutschen besonders böse waren, wussten die Gefangenen nicht, was los war. Aber gegen Abend sickerte die Information durch, dass Stalingrad gesiegt hat. Alle Gefangenen rasten vor Freude nach draußen, Jubel und Tränen bei den Großen, die Kinder liefen und schrien vor Freude. Die Deutschen versuchten, alle in die Baracken zu jagen. Aber in dem Moment gab es keine Furcht, die Leute jubelten…

… Nach der Befreiung wurden alle zu einem Sammelpunkt geschickt und von dort mit der Eisenbahn zurück an den Wohnort. Bei unserer Rückkehr wurden wir „als Volksfeinde“ erklärt und außerhalb der Stadt in ein Dorf geschickt. Mit 16 Jahren zog ich in die Stadt, beendete die Abendschule, habe erst als Näherin gelernt und dann als Buchhalterin. Bald habe ich meinen zukünftigen Mann kennengelernt. Er war an der Front, hat das Kriegsende erlebt. Beim Sieg war er im Lazarett, er wurde bei der Befreiung von Prag verwundet. Mit meiner Schwiegermutter habe ich lange in einer Kantine gearbeitet. Wir haben zwei wunderbare Töchter…

Biografie Lesja Antonovna Berdnik (geb.1936)



1943 holte man aus Krementschuk in der Ukraine die ganze Familie: Mutter, Großvater und den Bruder. Wir lebten nicht weit vom Fluss, sie jagten uns über eine lange Brücke aus Querbalken. Ich erinnere mich, wie die Füße immer wieder zwischen die Balken durchrutschten. Dann brachte man uns mit dem Zug in ein Lager mit 8 Baracken. Was die Mutter und Großmutter auf der Arbeit machten, weiß ich nicht, sie arbeiteten in der Fabrik. Wir, die Kinder, mussten das Lager aufräumen. Geh da hin, geh dort hin. Immer Schreie, Lärm, man schlug uns. Für die Kleinen war es harte Arbeit. Man gab uns gekochte Steckrüben zu essen, selten gaben sie Brot. Zur Zeit der Bombardements jagte man uns in die Berge. Es gab ein Haus, an dem 2 Frauen uns durch den Zaun immer Essen zusteckten. Wir haben es geteilt.

Nach der Befreiung gelang es uns, nach Zuhause zurückzukehren. 1945 bin ich in die Ukraine zurückgekehrt.

Biografie Valentina Andrejevna Baraschina



Ich bin 1942 in Stalingrad geboren. Zusammen mit der Mutter, die 21 Jahre war, verschleppte man mich nach Deutschland, auf einem offenen Waggon, ich war 2 Monate alt. In Deutschland arbeitete die Mutter bei der Eisenbahn. Was mit mir war, wo ich war, weiß ich nicht. Die Mutter hat nie über die Zeit geredet. Als ich 3 Jahre alt war, kehrten wir nach Hause zurück. Während unserer Rückkehr nach Hause hat man oft geschaut, ob ich noch atme. Erst mit 6 Jahren konnte ich gehen und reden. Nach der Rückkehr erinnere ich mich nur an Trümmer, Zerstörung.

Das Hilfsprojekt wollen wir so lange fortführen, wie es nötig ist; wir müssen dabei auch die Inflation in Russland berücksichtigen.

Über weitere Spenden würden wir uns freuen.

Spendenkonto:

Verein zur Förderung der Städtepartnerschaft Köln-Wolgograd e.V.

IBAN: DE66 3705 0198 1931 9330 95

BIC: COLSDE33XXX

Verwendungszweck: Hilfsprojekt

Impressum:

Verein zur Förderung der Städtepartnerschaft Köln-Wolgograd e.V.

c/o Eva Aras

Paffrather Straße 18

51069 Köln

Mail: info@wolgograd.de

Internet: www.wolgograd.de